

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 139.

Berlin, Dienstag den 19. November

1844.

### England.

Ueber den Werth und das Wesen des englischen Geschwornengerichts.

(Nach der Bibliothèque Universelle.)

Das englische Geschwornengericht ist ein Produkt der tausendjährigen englischen Geschichte und unterscheidet sich dadurch und durch seine eigenthümliche Gestaltung sehr bedeutend von denen anderer Länder. In anderen Ländern hat die Jury keine Geschichte gehabt, sondern ist, wie die Minerva aus dem Haupte Jupiters, reif und fertig aus dem Haupt der Revolution hervorgegangen. In England dagegen hat sie eine Geschichte gehabt, und zwar eine solche, die mit der politischen Geschichte des Landes genau zusammenhängt. Man kann daher die englische Jury nicht verstehen, ohne die englische Geschichte zu kennen.

Die erste Thatsache, die aus der Geschichte der englischen Jury hervorgeht, ist die, daß der Zweck, den man bei ihrer Einführung und allmählichen Umgestaltung vor Augen hatte, ausschließlich politischer Art war. Die englischen Gesetzgeber haben, indem sie ihr Land mit dieser Institution begabten, sich nicht gefragt: Welches ist die beste Methode, zur gerichtlichen Wahrheit zu gelangen? sondern: Was muß man thun, um den englischen Bürgern ein für Alle gleiches Recht, unabhängig von der Regierungsgewalt und von aristokratischen Einflüssen, zu sichern?

Wir zählen in der Kürze die vorzüglichsten historischen Data auf, welche zusammen keinen Zweifel lassen über den Geist, der die englische Gesetzgebung in dieser Materie geleitet hat.

Der Grundsatz, daß jeder Bürger von seines Gleichen gerichtet werde, wurde nicht eingeführt, aber sanctionirt durch die Magna Charta des Königs Johann, wo es sich sicherlich nicht darum handelte, Irrthümern der Justiz vorzubeugen, sondern dem Umißgreifen der königlichen Gewalt Schranken zu setzen.

Seit jener Zeit war die Beschränkung dieser Gewalt, die Beschützung der Verfassung und der Unterthanen gegen den Mißbrauch der königlichen Prerogativen das vorzüglichste, ja das einzige politische Interesse der Nation bis zur Revolution von 1688. Diesem Interesse sind alle andere untergeordnet, oft sogar geopfert worden. Die Nation hatte eine barbarische Strafgesetzgebung, viele Reste des Lehnwesens, eine Menge Unvollkommenheiten in ihrer Civil-Gesetzgebung, besonders in den Formen der Prozedur, viele Privilegien von Lokaltäten, Klassen und Personen beibehalten, welche für die Masse der Bürger demüthigend seyn mußten; es kam vor Allem darauf an, sich gegen die Prerogative zu schützen, die Freiheit, das Vermögen, die bürgerliche Ehre aller Klassen von Bürgern gegen Angriffe sicher zu stellen.

Der Sieg der Verfassung ist erst in der Revolution von 1688 durch den act of settlement und die damit verbundene bill of rights definitiv errungen worden. Bis dahin hatten der geheime Rath des Monarchen unter dem Namen der „Stenkammer“ und die eifrigsten Verteidiger dieser Gewalt unter dem Namen der „hohen kirchlichen Kommission“ eine willkürliche Jurisdiction ausgeübt, welcher kein Bürger sich entziehen konnte; bis dahin waren selbst die gewöhnlichen Richter ganz vom König abhängig, der sie ernannte und nach Belieben absetzen konnte; bis dahin hatten sich auch die beiden Parlamentshäuser in Kriminalsachen eine Jurisdiction zugeschrieben und ausgeübt, die zwar für die nationalen Freiheiten weniger gefährlich als die des Fürsten, aber nicht weniger willkürlich war; bis dahin hatte endlich das Unterhaus durch die sogenannten bills of attainder auf eine noch unregelmäßigere Weise sich Eingriffe in das Gebiet der Kriminal-Justiz erlaubt.

Die Geschichte der Tudors wimmelt von willkürlichen Handlungen, die durch Gerichtsbeamte der Krone, durch Richter, die der Sache der Prerogative blind ergeben waren, durch weltliche und geistliche, von der Doktrin der absoluten Gewalt erfüllte Corporationen ausgeübt wurden. Die Verletzung der Unabhängigkeit der Municipal-Corporationen unter Karl II. ließ der individuellen Freiheit nicht einmal mehr den Schutz der niederen Tribunale.

Andererseits hatte die Centralisation der monarchischen Gewalt, die Schwächung der großen Vasallen, endlich der Mangel an individuellen und lokalen Einflüssen, die im Stande gewesen wären, die Bürger gegen den Mißbrauch der Prerogative wirksam zu schützen, die Jury als einzige mögliche Schutzmauer zurückgelassen. Noch heute ist diese Schutzwehr die Grundlage aller anderen, der Schlüssel des Gewölbes, dessen Zerstörung den Sturz des ganzen Gebäudes nach sich ziehen würde. Was wäre die individuelle

Freiheit des englischen Bürgers ohne eine unabhängige Jury, welche Beschwerden über Verletzungen der Habeas Corpus-Akte annimmt? was wäre die Freiheit der Presse, wenn nicht eine unabhängige Jury die Libellgesetze in Anwendung zu bringen hätte? was wäre die Oeffentlichkeit der Parlaments-Verhandlungen ohne die Pressefreiheit und folglich ohne die Jury? was würde aus dem Widerstandsrecht, aus der Unverletzlichkeit des Hauses und des Eigenthums, wenn gewaltsame Maßregeln nicht das Verdikt einer unabhängigen Jury zu fürchten hätten? wenn das Eigenthum nicht durch die Jury geschützt würde, was würde aus den Rechten und Privilegien des Unterhauses, welche alle darauf beruhen, daß der Monarch seiner Bewilligungen bedarf, um die materiellen Mittel zum Regieren zu erlangen?

Man darf sich nur an diese Verhältnisse erinnern, um einzusehen, daß die Jury von dem englischen Gesetzgeber und den einsichtsvollen Publizisten Englands als eine constitutionelle Garantie, als eine politische Institution betrachtet werden mußte, und daß alle Statuten, durch welche sie organisiert und umgestaltet wurde, von der Magna Charta bis zur Fox'schen Bill, zum vorzüglichsten Zweck hatten, das Geschwornengericht als politische Garantie, nicht als gerichtliche Institution zu vervollkommen, es geeignet zu machen zur Verhinderung nicht der Irrthümer, denen jede menschliche Rechtspflege ausgesetzt ist, sondern der Gewaltmißbräuche und der ungebührlichen Einflüsse, welche die Organisation der Gesellschaft und der Regierung in England von Seiten permanenter, von der Krone ernannter Richter fürchten ließen.

Die politische Garantie, wie sie aus der gegenwärtigen Combination der großen oder Anklage-Jury und der kleinen oder Urtheils-Jury hervorgeht, wird von den englischen Rechtsgelehrten in folgender Weise formulirt: Kein Bürger kann zu einer Strafe an seinem Körper, seiner Ehre und seinem Vermögen anders verurtheilt werden, als durch das einstimmige Verdikt von vierundzwanzig seiner Mitbürger. Das Verdikt, *vere dictum*, ist ein Zeugnis, nicht ein Urtheil, obgleich die Magna Charta sich des Wortes *judicium* bedient; die Jury wird also als ein „gerichtlicher Beweis“ angesehen; das Zeugnis, d. h. das Verdikt der zwölf Mitglieder der kleinen Jury, ist, eben so wie das Geständnis des Angeklagten, ein Beweis, daß der Angeklagte schuldig ist. Diese Idee findet ihre Erklärung und Rechtfertigung in der Geschichte der Jury:

„Die Jury, wie sie anfänglich beschaffen war“, sagt Reeves in seiner Geschichte der Common law, „unterschied sich wesentlich von dem, was sie heute ist. Heutzutage sind die Geschwornen die obersten Richter des Prozesses. Sie gründen ihre Ueberzeugung auf mündliche oder schriftliche Beweise, und ihr Verdikt ist ein wahres Urtheil. Die alten Geschwornen dagegen wurden nicht berufen, die Fakta als Richter zu beurtheilen; diese Fakta wurden nicht einmal vor ihnen verhandelt. Sie waren nur Zeugen, und das Verdikt war nur das Resultat ihres Zeugnisses, das regelmäßig, aber ausschließlich zur Feststellung der streitigen Thatsache angerufen wurde. Die Geschwornen unterschieden sich von anderen Zeugen nur durch den Eid, den sie leisten mußten, durch ihre bestimmte Anzahl, den Rang, den das Gesetz ihnen anwies, und den Einfluß, der daraus hervorging.“

„Die meisten Verteidiger dieser Institution nehmen an, daß sie uns ohne Veränderung seit der Regierung Alfred's überliefert worden, und ahnen nicht den wahren Charakter, den sie ursprünglich hatte. Nach dem normannischen Gesetz wurden die Angeklagten überführt oder freigesprochen von der Anklage durch eine Untersuchungs-Kommission, die aus vierundzwanzig guten und loyalen Bewohnern des Landes bestand, welche von dem Sergeanten in der Nachbarschaft des Ortes, wo das Verbrechen begangen worden, zusammengerufen wurden. Dieser Beamte mußte die Personen, die er mit den Umständen des Faktums am besten bekannt glaubte, auswählen. Der Ankläger und der Angeklagte verwarfen diejenigen, deren Rechtschaffenheit und Glaubwürdigkeit ihnen verdächtig schienen; eben so wurden die erklärten Freunde oder Feinde und die nahen Verwandten der Parteien von der Liste entfernt. Diese Zeugen mußten ohne Aufschub und ohne vorausgegangene Citation erscheinen, um nicht eingeschüchtert oder bestochen zu werden. Ehe die Verhandlung begann, schritt man zu einer vorläufigen Anfrage bei vier Rittern, welche erklären mußten, ob sie den Angeklagten für schuldig hielten; dann fragte der Bailly in Gegenwart dieser Ritter die vierundzwanzig Geschwornen einzeln und abgesehen aus und konfrontirte sie dann mit dem Angeklagten, der sie aus rechtlichen Gründen beanstanden konnte. Wenn diese Beanstandung angenommen wurde, so wurde das Zeugnis der Geschwornen verworfen. Zuletzt sprach der Richter das Urtheil aus und trug es zu Protokoll.“

In der anglo-normannischen Periode geht aus der Eidesformel, welche die Geschwornen leisteten, noch ihr ursprünglicher Charakter als Zeugen hervor: „Höret dies, ihr Richter! Wir werden die Wahrheit sagen von den Dingen, die ihr uns im Namen des Königs fragen werdet, und keine Furcht wird uns abhalten, sie zu sagen.“

In Civilsachen sind die ersten Fälle, auf die man das Jury-Verfahren angewendet hat, die, welche das normannische Gesetz *mort d'ancestor* und *novel disseisin* nennt, d. h. die Nachsuchung der Erbschaft und der Wiedereinführung in den Besitz eines früher besessenen Gutes. Gerade dies waren Fälle, in welchen das streitige Faktum durch Notorietät, durch das Zeugniß (*verdictum*) der Nachbarn, der Eigentümer und Bewohner des Kantons entschieden werden konnte.

Wenn man das *trial by jury* als einen „gerichtlichen Beweis“ ansieht, so erklären sich daraus eine Menge Eigentümlichkeiten des englischen Prozeß-Verfahrens, die sonst absurd erschrinen würden.

So steht es fest, daß, wenn der Angeklagte sein Vergehen eingesteht, wenn er sich für schuldig erklärt, die Jury nicht intervenirt und der Richter allein das Urtheil zu sprechen hat; denn das Geständniß ist ein rechtskräftiger Beweis wie die Jury, nicht mehr und nicht weniger stark als die Jury, und da einer von beiden zur Beurtheilung genügt, so ist es überflüssig, sie zu häufen.

So schreibt auch, mit Ausnahme des summarischen Verfahrens durch den Friedensrichter und der Untersuchung des *coroners* und seiner Jury bei gewaltthätigen Todesfällen, das englische Gesetz kein vorläufiges Instruktions-Verfahren zur Zusammenstellung der Beweise der Schuld vor, weil Geschworne aus der Nachbarschaft, aus dem Kanton (*hundred*), wo das Verbrechen begangen worden, als Zeugen berufen werden und ihr einstimmiges Zeugniß ein rechtskräftiger und folglich hinreichender Beweis der That seyn wird.

Selbst die von den Geschwornen geforderte Einstimmigkeit zeugt für jenen Charakter eines rechtskräftigen Beweises, den ihre Mitwirkung bei der Prozedur und ihr Verdikt an sich trägt. Dasselbe läßt sich von der Befugniß sagen, die ihnen zusieht, ein sogenanntes „spezielles“ Verdikt zu fällen, d. h. sich nur über gewisse Punkte der ihnen vorgelegten Sache auszusprechen. Alle diese Regeln und Formen widersprechen der Rolle von Richtern, vertragen sich aber sehr gut mit der von Zeugen.

(Fortsetzung folgt.)

## Java.

### Javanische Nationalfeste.

#### III. Jagd.

Die Javanesen sind im Allgemeinen leidenschaftliche Jagdliebhaber; sie bedienen sich dazu europäischer Feuerwaffen, in deren Behandlung viele angesehene Javanesen große Geschicklichkeit besitzen. Sie geben daher auch für europäische Waffen viel Geld aus, und man kann es wohl gewissermaßen als eine ihrer nationalen Leidenschaften betrachten.

Das eigenartigste und wildeste Vergnügen dieser Art besteht jedoch bei den javanischen Großen in der Hirschjagd. — Zu einer solchen werden gewöhnlich alle angesehenen Javanesen der Umgegend von dem Häuptling eingeladen, welcher die Jagd veranstaltet. Sie haben eigens dazu dressirte Pferde, die, sobald sie einen Hirsch sehen, ihn unaufhaltsam verfolgen, durch Dickicht und Wald, über Abgründe und Felsenpässe und beinahe undurchdringliches allang allang, eine Art *popos* Schilf, welches auf Java in großen Massen angetroffen wird. — Es besteht dann keine Möglichkeit mehr, einen gut dressirten Hirschsänger aufzuhalten, sondern der Reiter muß sich gänzlich dem tollen Jagen seines Pferdes überlassen. Und zwar geschieht dies nicht auf gesattelten Pferden, sondern auf dem kahlen glatten Rücken des Pferdes, das nur mit einem leichten Jügel aufgezügelt ist. Auch die Reiter sind bis auf eine kurze Hose vom Knie bis zur Hüfte ganz unbedeckt, um durch nichts in der freien Bewegung ihres Körpers gehindert zu seyn. — Die einzige Waffe, deren man sich bei solchen Gelegenheiten bedient, ist ein kurzer, schwerer und sehr scharfer Säbel oder *kewang*, mit dem der, welcher das gejagte Thier zuerst erreicht, es häufig mit einem Schlage niederfällt. — Oft geschieht es auch, daß verschiedene Jäger zu gleicher Zeit bei dem Hirsch anlangen und in blinder Wuth darauf losfahren, wobei schon manches Unglück vorgekommen ist. So wurde z. B. der Bruder eines der mächtigsten Fürsten auf Java vor einigen Jahren auf diese Weise ums Leben gebracht. Er langte mit einem feinen Gefolge zu gleicher Zeit bei dem Thier an und bog sich eben vornüber, um den entscheidenden Schlag zu thun, als ihm der scharfe Säbel seines Rivalen, der im selben Augenblick von der anderen Seite anlangte und zuschlug, die ganze Brust mit einem Schlag aufspaltete, so daß er leblos vom Pferde sank. Der Andere tödtete den Hirsch und verschwand im Dickicht, während das Gefolge des Regenten auf der Stelle anlangte. Wenige Minuten darauf fand man auch den Leichnam des anderen Jägers. Er hatte sich aus Verzweiflung selbst den Tod gegeben.

#### IV. Theater und Tänzerinnen.

Die Geschichte weniger Völker ist vielleicht so reich an mythologischen Ueberlieferungen und historisch fabelhaften Sagen als die der Javanesen. Bücher oder Manuskripte bestehen davon wenig, aber sie leben fort im Munde

des Volkes und vererben sich vom Vater auf Sohn und Enkel im Lauf der Jahre. Die javanische Tragödie hat sich dieser verschiedenen Mythen Meister gemacht und führt sie auf den öffentlichen Plätzen, den *Basar's* und auf den Straßen zur Belustigung des Volkes auf die Scene. Ihre Bühne ist leicht aufgeschlagen; die Unternehmer tragen Alles, was dazu nöthig ist, bei sich und ziehen so von einer Straße zur anderen. — Voran geht ein Javanese mit einer länglichen Pauke, durch deren Töne sie ihre Annäherung verkündigen. — Für eine Kleinigkeit geben sie eine kurze Vorstellung. Eine von feinem Schilf geflochtene Matte wird auf den Boden aufgerollt, das Orchester, gewöhnlich aus drei oder vier Musikanten bestehend, die auf javanischen Instrumenten von Bambus und kupfernen Becken, die harmonisch gestimmt sind, eine durch ihr Tempo höchst eigenthümliche, aber gar nicht übel klingende Musik machen, hockt sich auf untergeschlagenen Beinen in einem Halbkreis hin; der Direktor der Gesellschaft holt aus seinem Puppenkasten die an langen Drathfäden befestigten Schauspieler hervor, und die Vorstellung nimmt ihren Anfang. — Dies sind nämlich Puppenspiele (*topeng golek*), in denen bizarr gekleidete ausgestopfte Puppen als Schauspieler agiren, während ein oder zwei Javanesen dabei den Gang der Begebenheiten, die dargestellt werden, erzählen und so die sprechenden Personen ergänzen. — Eine andere Art Komödie, aber in ähnlichem Genre, ist das javanische Schattenspiel oder *wayang kulie*, wo man die bizarrsten Verzerungen, welche javanische Phantasie zu erdenken im Stande ist, in bunten, schwarz und gelb bemalten Schattenschildern sieht. Beide Arten Vorstellungen haben das Gemeinsame, daß dabei Alles Karikatur ist, obgleich auch hier, so wie bei allen anderen javanischen theatralischen Vorstellungen, historische Fakta zu Grunde liegen, die jedoch im Lauf der Jahre dergestalt mit Szenen der Märchenwelt verwebt und vermischt sind, daß sich der ursprüngliche Grundstoff nicht mehr herausfinden läßt.

Außerdem besitzen die Javanesen eine Art scenischer Vorstellungen, welche durch Menschen ausgeführt werden. — Sie bestehen hauptsächlich in einem eigenthümlichen Tanz, der gewöhnlich von Gesang und Musik begleitet wird. Oft sieht man in den Straßen Batavia's abenteuerlich gekleidete und geschmacklos aufgeputzte Frauen in Begleitung eines Musik-Corps wie das oben beschriebene. Dies sind die niedrigsten Tänzerinnen oder *ronging's*, die für wenige Kupferpfennige auf den öffentlichen Plätzen ihre trivialen Tänze aufzuführen.

Die reichen und angesehenen Javanesen im Innern haben stets verschiedene Tänzerinnen im Dienst, die bei allen festlichen Gelegenheiten tanzen müssen. Diese heißen *tandak's* und stehen viel höher als die erstgenannten. — Sie sind gewöhnlich jung und hübsch, aber dennoch fehlt ihnen Grazie und Anmuth beinahe gänzlich. Der Gesang, der unzertrennlich mit dem Tanze ist, ist gellend und monoton. Die Textworte dieser Gesänge werden gewöhnlich improvisirt und enthalten daher oft *Witzspiele* und *Wittigkeiten* über Anspielungen auf diesen oder jenen der Zuhörer; — häufig behandeln sie auch historische Momente. Der javanische Tanz besteht in einer langsamen und anmuthslosen Berührung und Bewegungen der Arme und des Körpers, wobei die Tänzerinnen sich gewöhnlich in Kreislinien bewegen und in verschiedenartigen Stellungen Haß, Liebe, Rache, Eifersucht und andere menschliche Leidenschaften darstellen. — Die Kleidung besteht dabei in einem faltigen dunkelgebläutten Gewande (*sarong*), das von den Hüften bis auf die Knöchel herabfällt und Brust und Hals unbedeckt läßt; bisweilen bedienen sie sich noch eines *Shawls*, der auf verschiedenartige Weise angebracht und behandelt wird. — Die meisten javanischen Tänze werden allein durch Mädchen ausgeführt, einige jedoch auch durch beide Geschlechter. Letztergedachte Tänze stellen dann gewöhnlich wie der spanische *sandango* das Verlangen und Ausweichen zweier Liebenden dar.

Den europäischen Zuschauer ermüdet dieser javanische Tanz in kurzer Zeit. Die Javanesen können dagegen ganze Nächte hindurch mit Vergnügen dergleichen Tänze vor sich auführen sehen, ohne ihrer müde zu werden. Die Großen geben dafür jährlich bedeutende Summen aus.

## Mejiko.

### Mejikanische Reise-Abenteuer.

(Von Platon v. Eschischatschev.)

Geographische Untersuchungen waren von jeher mein Stedenpferd. Ihnen zu Liebe bereiste ich fünf Jahre lang die ehemaligen spanischen und britischen Kolonien sowohl als deren Mutterländer. Mehr als sieben Monate brachte ich in Mejiko zu und besuchte die wichtigsten Bergwerke dieses Landes, in Guanajuato, Zacatecas und Real del Monte. Ich hatte die Absicht, zu Lande nach Mittel-Amerika vorzudringen und meine Reise über den Isthmus von Panama nach Columbien fortzusetzen; aber der Bürgerkrieg, der eben ausgebrochen war, und die regnichte Jahreszeit, die alle Straßen unwegsam machte, verhinderten mich, jene merkwürdigen und wenig bekannten Gegenden zu erforschen. Ich entschloß mich also, nach Acapulco zu reisen, um mit dem ersten Schiffe, welches ich antreffen würde, mich nach den Äquatorial-Ländern Süd-Amerika's zu begeben.

\*) Dieser bekannte Reisende hat vor kurzem ein Werk über seine amerikanischen Wanderungen veröffentlicht, aus dem wir obige Episode mittheilen. Ein ausführlicher Bericht über dasselbe wird nächstens in dem von Herrn A. Erman redigirten „Archiv für die wissenschaftliche Kenntniß Russlands“ erscheinen.

Zu jener Zeit war Santana Präsident der mexikanischen Republik. Er zieht mir, die Hauptstadt nicht zu verlassen, weil gerade damals in den westlichen Provinzen ein allgemeiner Aufstand der Farbigen gegen die Weißen begonnen hatte — eine natürliche Reaction der unmenschlichen Behandlung, die Jene während der spanischen Herrschaft erfahren. Von blutigen Scenen der Anarchie umgeben und jeden Augenblick erwartend, die Straßen der Hauptstadt durch Barricaden versperrt zu sehen, faßte ich nach reiflicher Ueberlegung den Entschluß, meinem ursprünglichen Reiseplan so weit als möglich getreu zu bleiben und den Weg nach Acapulco einzuschlagen. Der junge Lord R\*\*\*, der mich aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko begleitet hatte, wollte die Reise nach Süd-Amerika nicht fortsetzen. Es warteten seiner in England ein jährliches Einkommen von 20,000 Pfund Sterling und eine schöne junge Frau, und ich konnte es ihm daher nicht verdenken, daß er sich einem so gefährlichen Unternehmen entzog.

In Friedenszeiten reist man gewöhnlich von Mexiko nach Acapulco in acht Tagen; meine Reise dauerte anderthalb Monat. So lange wir in der tierra fria \*) waren, konnten wir unseren Weg ohne große Schwierigkeit verfolgen, sobald wir aber in die tierra caliente niederstiegen, befanden wir uns gleichsam im Brennpunkt der Anarchie, die jenes unglückliche Land verheerte. Ein spanischer Kaufmann, aus Asturien gebürtig, hatte sich unserer kleinen Karawane angeschlossen; wir waren gut bewaffnet und wählten immer Nebenwege, um nicht auf die Banden des Alvarez zu stoßen, der das Kommando über die Farbigen übernommen hatte und die Weißen mit dem Tode bedrohte. Anfangs schien uns das Glück zu lächeln; wir glaubten schon allen Gefahren entronnen zu seyn und dankten dem Himmel für seinen Schutz — als wir eines schönen Morgens, aus einer waldigen Schlucht hervorbrechend, ganz unvermuthet einem Räubertrupp begegneten. Wie ein Donnerschlag traf uns der Ruf: Halto! ayi bocca a bajo! (Halt! Das Gesicht auf die Erde!) Sie waren 25 — 30 Mann stark — wir nicht mehr als vier, von denen nur zwei mit den Waffen umzugehen wußten. Ich wollte Unterhandlungen einleiten und bot ihnen ein Lösegeld an; aber statt der Antwort erfolgte nur eine Wiederholung ihres ersten Befehls. Hier war keine Hülfe; ohne uns dem gewissen Tode auszuliefern, konnten wir von unseren Waffen keinen Gebrauch machen — wir konnten nicht einmal fliehen, da wir von allen Seiten umringt waren. So stiegen wir denn vom Pferde, legten uns platt auf die Erde und waren in wenigen Minuten rein ausgeplündert; selbst die Kleider und Stiefeln wurden uns genommen, da die Banditen darin Geld zu finden hofften. Unter starker Bedeckung wurden wir nach einem kleinen indianischen Dorfe gebracht, welches sich einige Werst von diesem unfeligen Orte befand und wo man uns in eine Scheune einsperrte, an deren Thür eine Schildwache gestellt wurde. Hierauf verließen uns die Guerillas, um auf weitere Abenteuer auszugehen, und tritten gegen *noche y dia* voran. Sie erzählten, daß sie zwei Gachupinos \*\*) getödtet hätten, und gaben uns zu verstehen, daß wir bald dasselbe Schicksal haben würden. Ich bemühte mich, sie zu überzeugen, daß ich kein Spanier sey; zuerst wollten sie mir nicht glauben, erwiederten aber endlich: Es siempre la misma sangre maldita! (Es ist immer dasselbe verfluchte Blut!)

Die ganze Nacht erblickten wir die Räuber nicht wieder; von Blut und Gold gesättigt, berauschten sie sich jetzt mit Pulque \*\*\*). Mein asturischer Reisegefährte, der so blaß und durchsichtig wie eine Wachskerze ausah, betete seinen Rosenkranz ab und beichtete seine Sünden; er war in solcher Angst, daß er sich schon halb todt glaubte. Bei seinen jämmerlichen Geberden konnte ich mich anfangs kaum des Lachens erwehren; am Ende wurde ich aber unwillig. Wir mußten etwas Entscheidendes unternehmen, und die Resignation des Asturiers war durchaus nicht nach meinem Sinn. Ich kroch also zu ihm hin, schüttelte ihn beim Arm, um ihn aus seiner Erstarrung zu reißen, erinnerte ihn an seine Frau, seine Kinder, seine Heimat — das spanische Blut erwachte, und wir verabredeten bald unseren Plan.

Die Hitze war drückend, und wir baten unseren Wächter, uns Pulque zu verschaffen. Ich zeigte ihm den schönen Rosenkranz des erkrankten Asturiers und versprach, ihn damit zu beschenken, wenn er unseren Wunsch erfüllen würde. Der zweibeinige Cerberus konnte der Versuchung nicht widerstehen; das beliebte Getränk wurde herbeigeholt, und als wir ihn einluden, daran theilzunehmen, hatte er die Unvorsichtigkeit, in unser Anerbieten zu willigen. Nach Beendigung des Trinkgelages streckten wir uns in einer Ecke der Scheune auf den Boden nieder, und der Wächter, der sein Amt nicht ganz vergessen hatte, legte sich quer vor der Oeffnung hin, die in unserem Gefängniß die Stelle einer Thür vertrat. Nach wenigen Minuten hörten wir ihn schnarchen, und die Büchse, die er bisher nicht aus den Händen gelassen, rollte zur Erde. Jetzt war der kritische Augenblick; wir mußten über diesen Menschen hinwegschreiten oder vielleicht am nächsten Morgen das Leben verlieren. Ich warf meine Augen auf den Asturier; er war von neuem in Nuthlosigkeit versunken, zitterte wie Espenlaub und brummte etwas vor sich hin. Ich sagte kein Wort, sondern sprang mit einem Satz über die schlummernde Schildwache. Zwischen zwei Feuer gestellt, entschloß sich der Asturier, meinem Beispiel zu folgen, stieß aber in seiner Angst gegen den Fuß des Schlafers. Es war eine furchtbare Minute — eine Minute, in der das Herz von selbst stillsteht. Der Wächter, durch meinen ungeschickten Gefährten in seiner Ruhe gestört,

streckte plötzlich die Hände aus, als ob er nach etwas greifen wollte. Wir stürzten uns auf ihn, bereit, ihn bei der geringsten Bewegung zu erwürgen. . . Einige Sekunden lang starrten wir ihn an, ohne uns zu etwas entschließen zu können; nur im äußersten Fall wollten wir das Blut dieses Menschen vergießen. Zum Glück wachte er nicht auf; seine Bewegung war rein mechanisch gewesen, und er lag bald wieder in tiefem Schlummer.

Bei Tages-Anbruch befanden wir uns schon in den jungfräulichen Wäldern Mexiko's, entfernt von dem Orte, wo sich jene schreckliche Scene ereignete. Wir wanderten umher, ohne zu wissen, wohin uns der Weg führen würde, indem wir des Tages, als die Indianer auf der Arbeit waren, die Frauen und Greise um Speise baten. So vergingen ungefähr zwei Wochen. Von Hunger und Mühsalen erschöpft, von Moskitos und Dornen zerrissen, gelangten wir eines Abends unverhofft an das Secufer, etwa 80 Werst von Acapulco. Es war eine Bucht des Stillen Meeres, unter dem Namen der Pallisade bekannt — ein Zufluchtsort der Schleichhändler und Korsaren. Hier warteten wir sechs Tage lang in der elendesten Lage auf die Ankunft eines Fahrzeuges. Am siebenten zeigten uns die ersten Strahlen der Sonne die Mastspitzen eines Schiffes, und wir bemerkten bald ein kleines dreieckiges Segel, welches gerade auf uns zu feuerte. Gegen Abend kam ein mit Schwarzen bemanntes Boot ans Ufer; es waren bei ihnen nur zwei Weiße — der Capitain des Fahrzeuges und sein Unter-Steuermann, die nach einigen Minuten, vor unserem Divouacfeuer gelagert, ihren Schiffszwiebel mit uns theilten.

Unsere traurige Geschichte war bald erzählt. Der Capitain, der mit Contrebande (Silber in Barren und Cochenille) hierher gekommen war, willigte ein, uns auf sein Schiff zu nehmen, aber mit der Bedingung, daß jeder von uns 15 Doublonen (circa 330 preuß. Thaler) für die Ueberfahrt bezahlte. Ein solcher Preis wäre auch für Millionaire zu hoch gewesen, und für uns, die wir nichts als das Hemde hatten, war er natürlicherweise unerschwinglich; ohne uns indessen über eine so empörende Habsucht zu beklagen, versprachen wir ihm Alles, was er nur forderte, und warteten mit Ungeduld auf das Schiff, welches auf der offenen See lagerte.

Unterdesseu erhob sich ein Sturm, und zwar ein solcher, wie sie nur zwischen den Wendekreisen stattfinden. Die glatte Oberfläche des Meeres, die kurz zuvor kaum von einem Lüftchen gestört wurde, wallte plötzlich auf und bedeckte sich mit weißem Schaum. Das Schiff, das der Gewalt des Orkans nicht widerstehen konnte, verschwand aus unseren Augen, und wir erfuhren später, daß es nach einigen erlittenen Beschädigungen in dem Hafen von Acapulco Schutz suchen mußte. Zwei Tage erwarteten wir seine Zurückkunft; da es sich jedoch nicht sehen ließ, so stiegen wir in der Schaluppe vom Ufer ab. Wir mußten wenigstens vierundzwanzig Stunden rudern, um ein feiltes, abschüssiges Vorgebirge zu umschiffen, welches den Felsen des Meerbusens von Acapulco zur Gränze dient, und bald darauf erhob sich von neuem ein ungünstiger Wind, der immer stärker wurde. Am Ende des zweiten Tages hatten wir erst die Hälfte unserer Reise zurückgelegt. Der Mundvorrath, der hauptsächlich aus Schiffszwiebeln und Zwiebeln bestand, war fast erschöpft, und auch das Wasser ging zu Ende, während wir aus Furcht vor den an der Küste umherstreifenden Banditen nicht zu landen wagten. Es blieb nur noch ein kleines Häßchen Arrak übrig, aus dem der Capitain von Zeit zu Zeit kleine Portionen austheilte, um unsere geschwächten Kräfte aufrecht zu erhalten. Am dritten Tage empörten sich die Malayen, die den größten Theil der Equipage bildeten \*), und drohten, uns ins Meer zu werfen, wenn wir ihnen nicht den Arrak überließen. Wir mußten nachgeben — aber kaum war das Faß in ihrer Händen, als sie gleich wilden Thieren mit rasender Eile darauf losstürzten und es in einem Augenblicke leerten.

Jetzt begann eine schauerhafte Scene; Keiner wollte rudern, Keiner gehorchen. Bald entspann sich eine Schlägerei, und ein Mulatte fiel, von dem Erik oder Dolch eines Malayen durchbohrt. Wir konnten die Schaluppe nicht länger auf dem Meere regieren, welches in der Nacht sehr hoch ging und uns gegen Tagesanbruch an die Küste warf. Wir wurden Alle ins Meer geschleudert; zwei ertranken, die Uebrigen retteten sich mit Mühe, von den Wellen verfolgt, die sich gegen das Ufer brachen und das Boot zertrümmerten. Die Ladung ging verloren; Niemand bekümmerte sich um sie — wir hatten nur einen Gedanken: den unerträglichen Durst zu löschen, von dem wir gequält wurden. Die Mannschaft zerstreute sich in allen Richtungen, um frisches Wasser zu suchen; wie groß war unsere Freude, als wir endlich eine Quelle entdeckten, die aus einer Felsenkluft hervorsprudelte! Alles stürzte sich auf sie hin, und mit solchem Ungestüm, daß eine förmliche Balgerei entstand. Ich erröthe noch bei der Erinnerung dieses Kampfes, an dem auch ich theilnahm; es ist leider nur zu wahr, daß die Bedürfnisse des Körpers den Menschen bis zum Thier herabwürdigen können. In diesen brennenden Himmelsstrichen, wo die Sonne das Blut mit feberhafter Hitze erfüllt, sind auch die Leidenschaften glühender und wilder als in gemäßigten Regionen. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß der Durst zu den schrecklichsten Qualen gehört; er übertrifft in dieser Hinsicht den Hunger und kann den Leidenden zur Verzweiflung bringen.

Nachdem wir unseren Durst gestillt, sahen wir uns nach Schildkröten um, deren es hier eine unglaubliche Menge giebt, und alle Schildkröten-Eier, die wir nur antrafen, wurden ohne Barmherzigkeit verschlungen. Die Sonne näherte sich schon ihrem Zenith; wir mußten an Mittel denken, die längs dem Ufer laufenden Felsen zu ersteigen, die uns noch von Acapulco trennten. Die

\*) Unter dem Namen der tierra fria (Des kalten Landes) versteht man die Bergländer; unter dem der tierra caliente (Des warmen Landes) die Ebenen und die Seeflässe.

\*\*) Gachupino ist ein Schimpfname, den die Mexikaner den Spaniern beilegen.

\*\*\*) Ein gegohrenes Getränk aus dem Marke der Aloe, von milchweißer Farbe und nicht sehr angenehmem Geschmack. Zuerst kühlte es ab, später aber berauschte es.

\*) Diese Malayen waren auf den philippinischen Inseln für die „Voladora“ — so hieß die Brigg unseres Schmugglers — angeworben worden.

Malayen verweigerten den Gehorsam und fuhren fort, sich an den Eiern gütlich zu thun; zwei von ihnen aßen so unmäßig, daß sie am Fieber erkrankten. Nach langen Unterhandlungen entschlossen sich einige von uns, den Berggründen zu erklimmen. Die zackigen Felsen zerrissen uns die Füße, und als wir endlich bei den Stadthoren anlangten, glühten wir eher blutenden Phantomen als Menschen. Die Stadt Acapulco, die zu jener Zeit durch unaufhörliche Erdbeben heimgesucht wurde, war so eben in Belagerungsstand erklärt worden, und wir brachten es nur mit Mühe dahin, daß man uns einließ. Der Capitain begab sich sogleich nach seiner Brigg, die im Hafen vor Anker lag, und erklärte mir am folgenden Tage bestimmt, daß er mich hier zurücklassen werde, wenn ich ihm nicht die Hälfte des Passagegeldes im voraus bezahlte. Dieses hieß mir das Messer an die Kehle setzen. In Verzweiflung bat ich ihn, so lange zu warten, bis ich in San Leon de Nicaragua oder in Guayaquil die Duplikate meiner Befehle erhalten würde, die man auf einer anderen Route aus Mexiko dorthin befördert hatte; aber umsonst — er drohte, mich in dieser Räuberhöhle zurückzulassen.

Glücklicherweise befand sich damals ein Engländer, der Major R., in Acapulco. Ohne mich zu kennen, bot er mir mit der größten Bereitwilligkeit acht Doublonen an, wogegen er einen Wechsel auf meinen Banquier in Mexiko nahm; er rieth mir indessen, nicht mit der Brigg zu segeln, da er an ihrer Ausrüstung gewahren konnte, daß sie nicht bloß zum Schleichhandel bestimmt sey, und auch der Capitain ihm wenig Zutrauen einflößte. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich in dieser Hinsicht ganz mit dem Engländer übereinstimmte; aber ich hatte keine Wahl, da es zwei bis drei Monate dauern konnte, ehe ein anderes Schiff an dieser Küste erscheinen würde. Uebrigens hatte ich nichts zu verlieren, als das Leben, und dieses wird auf solchen Reisen so oft aufs Spiel gesetzt, daß man nur in Augenblicken der äußersten Gefahr an dessen Rettung denkt. Ich trennte mich also von dem großmüthigen Briten und sagte auch meinem armen Asturier Lebewohl, der, wie es scheint, im Ueberschreiten der schlafenden Schildwache seinen ganzen Muth erschöpft hatte und keine Lust zeigte, das Stille Meer zu überschreiten.

Ein günstiger Wind schwellte bald unsere Segel, und die „Voladora“ flog rasch über die Wogen nach den grünen Ufern von Guayaquil. Sobald wir uns auf offenem Meere befanden, ging mit unserem Schiffe eine gänzliche Veränderung vor. In wenigen Minuten nahm es eine kriegerische und drohende Miene an; auf dem Verdeck erschienen sechzehn Kannonaden, von denen man vierzehn im Raum verborgen hatte, so lange die Brigg am Ufer lag, und wie durch einen Zauberschlag vermehrte sich auch die Mannschaft — man hätte glauben sollen, daß diese wilden Gesichter aus dem Meer emporgestiegen wären. Die Masse abwerfend, zeigte sich der Capitain in seinem wahren Charakter — dem Charakter eines Seeräubers.

Er war aus Genua gebürtig und ein Jüngling des vorzigen Kavallerie-Corps. Nachdem er den Rang eines Schiffs-Kapitains erreicht hatte, verließ er seine Flagge in Rio-Janeiro und wählte das Handwerk eines Korsaren. Seiner Missethaten wegen zum Tode verurtheilt, entran er der Strafe auf derselben „Voladora“, die ihn jetzt leicht und sorglos über die blauen Gewässer des Oceans trug. Im Aeußeren dieses Menschen lag etwas Unheimliches; sein Blick glich dem Blicke einer Schlange, und in der Tiefe seiner bräunlich-grauen Augen lauerte eine Wildheit, die durch seine scheinbare Freundlichkeit hervorschimerte. Seine Stimme war zischend, und eine kleine Gestalt und langes röthliches Haar vollendeten die Seltsamkeit seiner Erscheinung. Instinktmäßig und ohne mir davon Rechenschaft zu geben, mußte ich ihm misstrauen.

So hart die Bedingungen auch waren, unter welchen er mich auf sein Schiff genommen hatte, bemühte ich mich doch, ihm auf alle Weise gefällig zu seyn, da ich recht gut fühlte, daß mein Schicksal in seinen Händen lag. Da ich zum Glück einen Troughtonischen Sextanten bei ihm fand, so erbot ich mich, ihn in seinen astronomischen Observationen und Berechnungen zu unterstützen. Acht Tage lang ging Alles ziemlich gut, obgleich er seit der Abreise von Acapulco im Allgemeinen nicht sehr freundlich mit mir umging; einst aber, als der Wind contrair war und die Wellen stark über das Verdeck der Brigg spülten, beleidigte er mich mehr als gewöhnlich durch die Unerbarmlichkeit seiner Aeußerungen. Anfangs gab ich ihm keine Antwort; zuletzt glaubte ich indessen, daß es Zeit wäre, seiner Frechheit ein Ziel zu setzen, und machte ihm bemerklich, daß eine solche Behandlung mit fünfzehn Doublonen zu hoch bezahlt sey. Bei diesen Worten sprühten seine Schlangenaugen Feuer; er biß sich in die Lippen und befahl mir mit einer vor Wuth zitternden Stimme, nach dem Raum hinunter zu gehen. Ich weigerte mich; es entspann sich ein Streit, und er zückte mit drohender Geberde seinen Dolch. Bis aufs Aeußerste gebracht, verlor ich endlich die Geduld; ich stürzte mich auf ihn und entwand ihm den Dolch. Diese Boreiligkeit hätte mir beinahe den Untergang bereitet. Ohne sich zu rühren, heftete der Korsar seine Augen auf die meinigen und folgte jeder meiner Bewegungen. Während wir uns gegenseitig so bewachten, fühlte ich plötzlich, daß ich von hinten ergriffen werde, und der Dolch wird mir aus der Hand gerissen. Als der Capitain mich ganz in seiner Macht sah, änderte sich der Ausdruck seines Gesichts, gleich dem Delphin, dessen glänzende Schuppen ihre Farbe in den Sonnenstrahlen wechseln. „Sie beklagen sich so sehr über mich, Señor Caballero“, sagte er in einem Tone bitterer Ironie, — „vielleicht gefällt Ihnen die Gesellschaft der Haien besser. Werft ihn ins Meer!“

Die Art, wie er dieses Todesurtheil aussprach, versteinerte mich. Ich begann mit ihm zu unterhandeln, und er ließ sich endlich bereden, meines Lebens

zu schonen. Einige Tage darauf liefen wir in den Hafen von Guayaquil ein, wo eine schöne peruanische Korvette vor Anker lag; der Korsar zog die peruanische Flagge auf und segelte kühn an ihr vorüber. Wir ankeren neben dem Ufer; die Kanonen wurden von neuem hinweggeräumt, und die Hälfte der Equipage machte sich unsichtbar. Der Capitain, der in der Stadt mit dem Hafen-Commandeur und anderen Personen Geschäfte hatte, begab sich unverzüglich ans Land, indem er mir aufs strengste verbot, ihm zu folgen. Ich antwortete keine Silbe; so wie ich ihn jedoch in den Straßen von Guayaquil verschwinden sah, sprang ich über Bord und schwamm ans Ufer.

Sobald ich gelandet war, fragte ich die Vorübergehenden, die mit Erstaunen auf mich blickten, nach der Wohnung des mexikanischen Konsuls. Ich wußte, daß man diesen schon längst von meiner bevorstehenden Ankunft in Guayaquil benachrichtigt hatte. Durchnäht, wie ich war, meldete ich mich bei ihm und erzählte ihm sogleich mein Abenteuer mit dem Korsaren. Der Konsul, ein Mann von Ehre und Entschlossenheit, führte mich zu seiner Gattin, bat sie, für mich zu sorgen, und eilte dann selbst nach der peruanischen Korvette.

Nachdem ich meine Kleider gewechselt hatte, begab ich mich nach dem Hafen, da ich neugierig war, was man mit dem Piraten anfangen werde. Ehe ich jedoch den Landungsplatz erreichte, sah ich zu meinem größten Leidwesen die „Voladora“ unter Segel und aus dem Bluffe eilen. Die Kriegskorvette lichtete gleich nachher die Anker; als sie aber nach etwa vierzehn Tagen wieder in Guayaquil ankam, erfuhr ich zu meinem Verdrusse, daß sie den Korsaren nicht hatte einholen können, da er ihr bei leichtem Winde durch die Schnelligkeit seines Ganges entschlüpfte. Ich gestehe, daß es mir äußerst leid that, den Genueser nicht an seinem eigenen Mastbaum hängen zu sehen . . .

### Mannigfaltiges.

— Deutsche Novellistik in England. Unter dem Titel Tales from the German haben die Herren Drenford und Zeiling in London eine Sammlung von Erzählungen herausgegeben, die sie aus dem Deutschen übersetzt, und zwar befinden sich darunter Märchen und Novellen von Musäus, Schiller, Heinrich von Kleist, E. L. A. Hoffmann, Karl Immermann, van der Velde und Wilhelm Hauff. Die lebenden deutschen Novellisten sind von den beiden Herausgebern, von denen der Eine ein Engländer und der Andere ein Deutscher ist, bisher gänzlich ignoriert worden; vielleicht werden diese in der versprochenen zweiten Abtheilung bedacht seyn. Immer aber bleibt es merkwürdig genug, daß, so viel sich auch auf diesem Gebiete der Leipziger Messen auszusagen und Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen bereichert, unsere Novellen, mögen sie nun Zeittendenzen haben oder nicht, weder in England noch in Frankreich irgendwie ansprechen wollen. R. E. Prug, in einem viel Treffendes enthaltenden Aufsatz „über die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen“ (im dritten Jahrgang seines „Literarhistorischen Taschenbuches“ für 1845), findet den Grund darin, daß wir eines öffentlichen Lebens, eines praktischen Vereinigungspunktes entbehren, auf welchem Gelehrte und Laien, Gebildete und Ungebildete in gemeinsamem Interesse zusammenkommen. Unsere Dichter schöpfen (wie er sagt), statt aus der Fülle des Lebens, aus den Kompendien der Aesthetik; wir haben keine Geschichte — wie wollen wir Geschichten erfinden, bei denen wir selbst und andere gute Leute Unterhaltung finden können? Was Wunder also auch, wenn unsere Leih-Bibliotheken sich fortwährend mit Uebersetzungen französischer und englischer Unterhaltungsliteratur füllen, während die auf künstlichem oder unpraktischem Boden sich bewegenden Erzeugnisse unserer eigenen Unterhaltungsschriftsteller nicht über das Reichbild unserer Städte hinaus kommen?

— Victor Hugo. Dieser Dichter scheint sich vom Theater ganz und gar zurückziehen zu wollen; seit seinen verunglückten „Burgaves“ hat er keinen neuen Versuch gemacht, die französische Bühne zu bereichern, und letztere scheint sich dabei auch vollkommen zu beruhigen. Dagegen soll in diesem Winter ein neuer Band seiner lyrischen Gedichte erscheinen, worauf man mit Recht sich freut, weil dies das Feld, auf dem er allen seinen zeitgenössischen Landdeuten wirklich überlegen ist. Denn auch seine Kunst der Prosa hat seit seiner Notre-Dame de Paris nur Rückschritte gethan, und sein Buch, Le Rhin, obwohl jetzt eine zweite Auflage davon und demnächst auch ein dritter Band angekündigt ist, der den Rhein bis zu seiner Quelle, so wie die Schweiz überhaupt, darstellen soll, enthält für uns nur sesquipedalia verba. Noch immer heißt es, der Dichter strebe, nachdem er in der Akademie seinen Platz gewonnen, nun auch nach den Ehren der Pairs-Kammer. Allein da möchte er schwerlich auf seinem Plage seyn, denn ein Politiker ist Victor Hugo nicht; viel begieriger sind wir auf die akademische Gedächtnisrede, die er nächstens seinem Kollegen Delavigne halten soll, wobei er auch noch die schwierige Aufgabe haben wird, Herrn Saint Marc Girardin und Herrn Sainte-Beuve, die ihm schon manche kritische Wahrheit in der Sorbonne und in den Journalen gesagt, als neue Mitglieder der Akademie der Vierzig zu begrüßen.

### Verichtigung.

Im vor. Bl. des Magazins S. 552, Sp. 1. Z. 13—14 v. u. statt „Humoristen“ l. Humanisten.